

(Nachdruck verboten.)

12]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Unten in der Kammer saß Karna und stopfte Gustavs Hose aus englischem Leder. Gustav lag auf der Bank und schlief, die Mühe über dem Gesicht. Er hatte seine dreidigen Füße auf Karnas Schoß gelegt — ohne auch nur die Schuhe ausziehen! Und sie saß da und machte ihren Schoß bequem, damit seine Schenkel nicht heruntergleiten sollten.

Lasse setzte sich neben sie und versuchte, sich angenehm zu machen, er hatte ein solches Bedürfnis nach ein wenig Gemütlichkeit. Aber Karna war nicht nahe zu kommen — die dreidigen Knöchel des Bengels verdrehten ihr den Kopf. Und Lasse hatte das vergessen, oder auch es fehlte ihm an Sicherheit — jedesmal, wenn er eine freundliche Annäherung versuchte, wies sie ihn ab.

„Wir könnten es so gemütlich zusammen haben, wir beiden älteren Menschen,“ sagte er hoffnungslos.

„Ja, und ich könnte wohl einen Ausweg für das schaffen, was da fehlt,“ sagte Gustav und guckte unter der Mühe hervor. Der Schlingel, der da lag und mit seinen siebzehn Jahren proktel — Lasse hatte die größte Lust, sich auf ihn zu stürzen und es noch einmal auf die Kräfte ankommen zu lassen.

Aber er begnügte sich damit, dazusitzen und ihn anzusehen, bis die roten wimperlosen Augen ihm überliefen. Dann stand er auf.

„Ja, ja, Du hast heut Abend Lust auf Jugend, Du!“ sagte er bitter zu Karna — „aber Deinen Jahren kannst Du nicht weglaufen, Du auch nicht! Am Ende lebst Du man bloß den Löffel hinter den anderen ab.“

Er ging in den Kuhstall hinüber und ließ sich mit den drei Häuslerfrauen in ein Gespräch ein, die über nichts weiter sprachen als über Krankheit und Elend und Tod, als gäbe es nichts weiter auf der Welt. Lasse nickte und sagte: „Ja, ja, so ist es!“ Er konnte das aus vollem Herzen alles unterschreiben, und er konnte noch gar vieles zu dem der anderen hinzufügen. Das goß Wärme in den alten Körper; ihm wurde ganz behaglich zu Sinn — so wohligh.

Aber als er auf dem Rücken im Bett lag, kehrte das Bedrückende wieder, und er konnte nicht schlafen. Für gewöhnlich schlief er wie ein Stein, sobald er sich hingeworfen hatte, aber heute war Sonntag, und er hatte ein quälendes Nageln in sich, daß das Dasein ihn übergangen hatte. Soviel hatte er sich von der Insel hier versprochen, und dann war da nichts weiter als Arbeit und Mühe und Sorge — auch nicht die Bohne mehr.

„Lasse ist alt, ja!“ sagte er plötzlich laut, und die Worte fuhr er fort zu wiederholen, indem er sie immerwährend ein wenig variierte, bis er einschlief: „Alt ist er, der Aermste — kann nicht mehr mitspielen! — Ach, so alt!“ Die Worte umschlossen das Ganze.

Er erwachte wieder vom Gesang und Gekreische drüben auf der Landstraße:

„Und der Junge, den ich Dir geboren
Mit pechschwarzem Bodenhaar,
Der ist jetzt groß geworden,
Ja groß geworden, ist groß geworden,
Ein schmucker Wurfche gar!“

Es waren einige von den Knechten und Mägden vom Hof, die von einer Lustbarkeit heimkehrten. Als sie in den Fahrweg zum Hofe hinauf einbogen, verstummten sie.

Es hatte eben angefangen zu dämmern, die Uhr konnte wohl zwei sein.

4.

Um vier Uhr waren Lasse und Pelle in den Kleidern und schlugen die Tür vom Kuhstall nach dem Felde hinaus auf. Da draußen rollte sich die Welt aus ihrem weißen Nachttatam heraus, und der Morgen erhob sich verheißend. Lasse stellte sich gähnend in die Stalltür und bestimmte das Wetter für den Tag; aber Pelle ließ die verschleierten Töne der Luft und den Lerchengesang — alles das, was aufstieg — gegen sein kleines Herz schlagen. Mit offenem Munde und unsicheren Augen sah er in das Unfaßliche hinein,

das jeder Tag mit allen seinen undenklichen Möglichkeiten war. „Heut mußt Du Deinen Rock mitnehmen, denn zu Mittag kriegen wir Regen,“ sagte Lasse dann wohl; und Pelle guckte in die Luft hinauf, um dahinterzukommen, woher der Vater das nun wohl wissen mochte. Denn es pflegte einzutreffen.

Dann fingen sie an, den Kuhstall auszumisten. Pelle kratzte unter den Röhren heraus und legte den Fußboden nach und Lasse lud auf die Schubkarre und fuhr sie hinaus. Um sechs Uhr aßen sie ihre Morgenmahlzeit — salzenen Sering und Suppe.

Dann trieb Pelle das Jungvieh hinaus, er hatte den Proviantkorb am Arm und die Peitsche mehrmals um den Hals geschlungen. Der Vater hatte ihm einen kurzen, dicken Ringstock gemacht, mit dem man warnend rasseln, und den man nach dem Vieh werfen konnte; aber Pelle zog die Peitsche vor, weil er noch nicht Kräfte genug hatte, um den Stock zu gebrauchen.

Klein war er und es hielt zu Anfang schwer, Eindruck auf die großen Mächte zu machen, die er unter sich hatte. Er konnte seine Stimme nicht schreckeinschüßend genug machen, und das Hinaustreiben war eine harte Arbeit, namentlich oben in der Nähe des Hofes, wo die Saaten zu beiden Seiten des Feldweges hoch standen. Das Vieh hatte Morgenappetit, und die großen Röhre hatten nicht die geringste Lust, sich vom Fleck zu rühren, wenn sie erst das Maul im Korn begraben hatten und er da stand und mit dem stumpfen Schaft der Peitsche auf sie losprügelte. Die sechs Ellen lange Peitschenschnur, die in einer geübten Hand dem Vieh die Haut in kleinen dreieckigen Löchern herauschnitt, konnte er gar nicht schwingen, und schlug er die Kuh mit seinem Holzschuh an den Kopf, so schloß sie nur gutmütig die Augen und graste ruhig weiter, den Hintern ihm zugekehrt. Dann brach er zusammen in verzweifeltem Gebrüll, oder hatte kleine Wutanfälle, wo er blindlings angriff und es auf die Augen der Tiere abgesehen hatte — aber es half nichts. Die Kälber konnte er immer dazu kriegen, daß sie weggingen, indem er ihnen den Schwanz umdrehte, aber die Schwänze der Röhre waren zu kräftig.

Aber er weinte nie lange auf einmal über das Versagen seiner schwachen Kräfte. Eines Abends ließ er sich von dem Vater einen Stachel in die Schnauze des einen Holzschuhs schlagen; von nun an wurde sein Schlag respektiert. Teils von selbst, teils durch Rud lernte er auch die Stellen an den Tieren finden, wo sie empfindlich waren. Die Färjen hatten ihren wunden Punkt in den Eutern und den Leisten, die Stierkälber in den Hoden; ein wohlgezielter Schlag gegen ein Horn konnte die großen Röhre dazu bringen, daß sie vor Schmerz brüllten.

Das Hinaustreiben war eine saure Arbeit, aber das Gütten selbst war ein Herrenleben. Wenn das Vieh erst auf der Weide zur Ruhe gekommen war, fühlte er sich wie ein General und ließ seine Stimme unaufhörlich über die Wiese schallen, während sein kleiner Körper sich vor Stolz und Machtgefühl dehnte.

Es ward ihm schwer, vom Vater getrennt zu sein. Er kam nicht zum Mittagessen nach Hause, und während er mitten im schönsten Spielen war, konnte ihn eine Verzweiflung befallen; dann bildete er sich ein, daß dem Vater ein Unglück zugestoßen sei, daß der große Stier ihn auf die Hörner gespießt habe — oder dergleichen. Dann ließ er alles im Stich und rannte brüllend nach Hause, dachte aber noch rechtzeitig an die Peitsche des Verwalters und trabte wieder zurück. Er suchte der Sehnsucht abzuhelfen, indem er seinen Standpunkt so wählte, daß er die Felder da oben im Augen behielt und den Vater fern konnte, wenn er hinausging, um die Milchfüße vom Fleck zu treiben.

Er lernte schnitzen. Schiffe und kleine Feldgerätschaften und Handtöcke mit gemusterter Rinde — er hatte eine geschickte Hand für das Messer, und er gebrauchte es fleißig. Stundenlang konnte er auch auf der Spitze eines Vantasteins stehen — und er glaubte es sei ein Zaumpfahl — und versuchen, das schufähnliche Knallen mit der Peitsche herauszubringen. Er mußte hoch hinaufklettern, damit nur überhaupt die Peitsche die Erde nicht berührte.

Wenn sich das Vieh mitten am Vormittag lagerte, war er auch in der Regel müde. Dann setzte er sich auf die Stirn einer der großen Röhre und hielt sich an den Spitzen ihrer

Görner fest. Und während die Kuh dalag und laute, leise
hüßend wie eine Maschine, saß er auf ihrem Kopf und brüllte
aus vollem Halse Lieder von unglücklicher Liebe und Massen-
mord.

Gegen Mittag kam Rud gelaufen und war heißhungrig;
die Mutter jagte ihn von Hause weg, wenn die Essensstunde
heranrückte, Pelle teilte immer seinen Vorratskorb mit ihm,
verlangte aber, daß er für jedes Stück Butterbrot eine gewisse
Anzahl von Malen die Kühe zusammentreiben sollte.

Die beiden Knaben konnten keinen Tag ohne einander
fertig werden. Sie tummelten sich auf der Wiese wie zwei
junge Hunde, prügelten sich und vertrugen sich wohl zwanzig
Mal am Tage, stießen die fürchterlichsten Rachedschwüre aus,
die in Gestalt dieses oder jenes Erwachsenen in Erfüllung
gehen sollten und saßen im nächsten Augenblick engumschlun-
gen da.

Ein Dünenkranz von einer halben Viertelmeile Breite
trennte die Felder Steengaardens von dem Meer. Innerhalb
der Dünen war der Boden steinig und lag als magere Weide
da; aber zu beiden Seiten des Baches trieb sich ein Streifen
saftigen Wiesenlandes zwischen die Dünen hinein, die mit
Zwergtannen und Niedgras bedeckt waren, um den Sand fest-
zuhalten. Hier auf der Wiese war die beste Weide, aber es
war beschwerlich, auf beiden Seiten zu hüten, da der Bach da-
zwischen lief. Und es war dem Jungen unter herben Drohungen
eingeschärft, daß keines der Tiere einen Fuß auf die Dünen
setzen dürfe, da der kleinste Riß Sandflug veranlassen konnte.
Pelle saßte alles ganz buchstäblich auf, den ganzen Sommer
stellte er sich eine Art Explosion vor, die alles in die Luft
fliegen ließ, sobald eine Kuh den gefährlichen Boden betrat.
Und diese Möglichkeit hing wie ein drohendes Schicksal hinter
allen, wenn er hier hütete. Wenn Rud kam und sie spielen
wollten, trieb er das Vieh auf die magere Weide hinaus, wo
Platz genug war.

Sobald die Sonne schien, liefen sie nackend herum. An
das Meer wagten sie sich nicht hinab aus Angst vor dem Ber-
walter, der ganz sicher oben auf dem Boden des Wohnhauses
stand und Pelle beständig mit seinem Fernrohr beobachtete.
Aber im Bach badeten sie — aus dem Wasser heraus und
wieder ins Wasser hinein, ins Unendliche. Nach einem starken
Regen schwoll er an und war dann ganz milchweiß von Kaolin,
den er von den Abhängen tiefer ins Land hinein lospülte.
Die Knaben glaubten, es sei Milch von einem ungeheuren
großen Gehöft tief drinnen im Lande. Bei Hochwasser floß
das Meer herein und füllte den Bach mit Tang, der verfaulte
und das Wasser purpurrot färbte. Das war das Blut von
allen den Ertrunkenen draußen aus der See.

Zwischen dem Baden lagen sie unter den Dünen und
liefen sich von der Sonne trocken leden.

Sie untersuchten eingehend ihre Körper und tauschten
ihre Ansicht über den Gebrauch und die Bedeutung der ver-
schiedenen Körperteile aus; in diesem Punkt war Rud der im
Wissen Ueberlegene und trat belehrend auf. Oft gerieten sie
im Streit darüber, wer in bezug auf dieses oder jenes am
besten ausgestattet sei —: das Größte habe. So zum Beispiel
beneidete Pelle Rud um seinen unverhältnismäßig großen
Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Um die Kaiserproklamation.

(18. Januar.)

Im Hauptquartier vor Paris wimmelt es von müßig lungern-
den regierenden und auch nicht regierenden deutschen Fürsten. Ein
Regierender hat sich sogar zur Hebung seiner privaten nationalen
Gefühle eine lustige junge Schauspielerin mitgebracht. Die an-
dern, die nicht einen so mutigen Einfall gehabt hatten, zischeln
und tuscheln über den Skandal. Die beschäftigungslosen Fürst-
lichkeiten nehmen den im Kriegsdienst strapazierten Militärs Raum
und Essen fort. Aber Deutschland ist ein monarchisches Land. Die
Herren von jetzt und weiland Gottes Gnaden gehen allen voran.

Bismarck ist krank und bis zur Besinnungslosigkeit erregt. Er
ruiniert sich mit Butanfällen Magen und Galle. Napoleon ist be-
seitigt, aber nun steht das französische Volk in Waffen auf. Am
9. November hat es bei Coulmiers die deutschen Truppen zum
Rückzug gezwungen. Im Hauptquartier werden ständig erbitterte
Meinungsverschiedenheiten ausgefochten. Bismarck flucht über „eng-
lische Intrigen“, die von den Damen des Berliner Hofes gesponnen
werden. Man will ihn in lächerlicher Humanitätsbuselei davon
gerückhalten, Paris in Grund und Boden bombardieren zu lassen!

Der preussische Kronprinz stolziert feierlich umher und träumt für
sich und seine Nachkommen romantische Kaiserideen, ein neues lber-
ales Mittelalter, so eine Mischung von Freimaurerei und Papst-
tum. Bismarcks alter Herr aber will von den Phantasien seines
Sohnes gar nichts wissen. Hört er vom deutschen Kaiserthum, so
denkt er an 1848/49. Er will ein Preuze und ein König bleiben,
er ist halsstarrig und gänzlich unlenksam. Er fürchtet in der deut-
schen Einheit die Vernichtung Preußens.

Die Lage ist nicht ungefährlich. Bismarck bedarf zur Durch-
führung seiner Politik eines schnellen Friedensschlusses. Aber zu
dem Frieden braucht er wieder ein „einiges Deutschland“. Doch
dieses Deutschland will nicht einig werden — trotz der glorreichen
Siege. Die Potentaten zittern für ihre Throne und die deut-
schen Stämme mißtrauen den preussischen Plänen. Wenn Wilhelm
nicht deutsch werden will, so möchten die Deutschen noch weniger
preussisch werden. Die Verhandlungen sind endlos, unter welchen
Bedingungen und Zugeständnissen die Reichsgründung vorstatten
gehen dürfe.

Die Ziele und die Mittel der Bismarckschen Politik werden seit
Jahren mit einer ebenso sicheren wie undurchsichtigen Konsequenz
festgehalten. Die Verpreuzung Deutschlands muß erreicht werden,
aber es soll wie ein einiges Deutschland wirken. Der preussische
Konserbatismus soll über alle radikalen Wünsche und Bewegungen
obliegen, aber die deutsche Gründung soll liberal schimmern. Bis-
marck spielt die Rolle des kühlen Mannes weiter, der durchaus nicht
drängen mag, dem die Angliederung Süddeutschlands Wurscht ist.
Er hat überall seine Agenten, sein schreiendes Gefinde wird auf
jeden losgelassen, der sich seinen Plänen widersetzt. Man arbeitet
ebenso mit nationalen Nebenarten, wie mit einschüchternden fal-
schen Nachrichten, wie mit verdächtigen Stedkriesen gegen die
Störenfriede. Die Südstaaten werden einzeln vorgekommen, und
niemand weiß vom andern. Baden ist durch seinen Großherzog ein
gefügiges Werkzeug. Das kleine Hessen hat sich ohne Zugeständnisse
ergeben. Nun ist Württemberg daran. Das verlangt Begünsti-
gungen. Noch schlimmer steht es um Bayern, die schwarze Sippschaft
ist gefährlicher als die schwäbischen Demokraten, und Ludwig II.
hat nicht minder phantastische Machtgefühle als der preussische
Kronprinz; schließlich waren die Wittelsbacher doch schon von
Gottes Gnaden, als die Hohenzollern irgendwo im Dunkel hausten!
Aber mit Württemberg wird man fertig werden; seine leitenden
Männer sind für Preußen reif.

Es ist im Mai 1868. In Berlin unterhält sich der Chef des
würtembergischen Generalstabs, Sudow, mit Moltke über die Mög-
lichkeiten eines Krieges mit Frankreich. Was soll Württemberg
bei einem Einbruch der Franzosen tun? fragt Sudow. Moltke
erwidert abweisend, da müsse er erst fragen, was Württemberg zu
leisten imstande sei, er halte seine Leistung nicht nur für schwach,
sondern auch für unzuverlässig. Moltke, schreibt dann Sudow in
sein Tagebuch, weist bei einem Kriege gegen Frankreich die Ver-
teidigung Süddeutschlands von sich und behandelt es als Vorglacié
und Kriegsschauplatz, da auf falsche Bundesgenossen keine Rechnung
zu stellen ist. Noch schroffer äußert sich Bismarck in jenen Tagen
zu Sudow: „Militärisch ist die Verbindung mit dem Süden keine
Verstärkung für uns, strategisch genommen, und politisch haben
wir kein Bedürfnis, uns mit den heterogenen Elementen im Süden
zu verschmelzen, wo man nicht weiß, ob die Partikularisten oder die
Demokraten die ärgeren Feinde sind.“

Jetzt ist Württemberg mürbe. Am 11. November 1870 wollen
der würtembergische Minister Mittnacht und Sudow die Verträge
mit dem Norddeutschen Bund unterzeichnen. Unmittelbar vorher
erhalten sie ein Telegramm aus Stuttgart. „Seine Majestät be-
fehlen, daß, ehe ohne die Bayern abgeschlossen wird, Bericht erstattet
und ausdrücklich Erlaubnis eingeholt werden muß, keinesfalls darf
anders verfahren werden.“

Bismarck rast. Der würtembergische Hof hat ihm in letzter
Stunde seinen Plan durchkreuzt. Er wollte durch schnellen Ver-
tragschluß mit Württemberg das besonders schwierige und begeh-
rliche Bayern völlig isolieren und so gefügig machen. Der Wider-
spruch des Königs von Württemberg heißt Veränderung der Taktik.
Nun muß, um Württemberg zu isolieren, mit Bayern unter allen
Umständen abgeschlossen werden. Diese Zwangslage rettet Bayern
eine gewisse Selbständigkeit.

Es scheint, als ob man schon beim Ausbruch des Krieges Bayern
Versprechungen wegen territorialer Vergrößerung gegeben hat.
Jetzt bei den Einheitsverhandlungen verlangt Ludwig II. Besitz-
erwerb als Belohnung für geleistete Kriegsdienste. Ludwig bean-
sprucht für Bayern die badische Pfalz und Erweiterung der Rhein-
pfalz. Bayern ist für Bismarck der stärkste und anpruchsvollste
Gegner, aber die schon damals wunderliche Gemütsart seines
Königs bietet doch auch die Gelegenheit, durch geschickte persönliche
Einwirkung mehr zu erreichen, als durch Verhandlungen mit den
Ministern. Hatte doch Ludwig über den Kopf seines Ministerpräsi-
denten, des preuzenfeindlichen Grafen Bray, schon die Mobili-
sation verfügt, nicht ohne zugleich ängstlich nach Berlin an Bil-
helm zu schreiben, er hoffe nicht, beim Friedensschluß mediatisiert
zu werden. Seine Stimmung bleibt aber argwöhnisch. Nach Sedan
hatte er verfügt, „daß nur bayerische, oder wenn es besser ist, gar
keine Fahnen auf den Regierungsgebäuden aufgesteckt würden“;
ein gnädiges Regenwetter gab der Regierung die Möglichkeit, mit
der Masse die Unterlassung zu entschuldigen. Jetzt tödelt man den

König mit Versprechungen, seine Bestwünsche zu erfüllen. Bismarck wußte wohl, was er tat, als er Preußen auf Schicksal-Lotbringen verzichtete und es dem Reiche überantwortete. So brachte er das Reichsland tatsächlich unter die preussische Regierung, verhandelte aber den Kampf um den Anteil der Beute zwischen den Einzelstaaten. Und als später Bismarck den deutschen Fürsten vorzuschlag, Weizenburg an Bayern abzutreten, da hatte er keinen Zweifel, daß die Rivalen Bayerns ihn an der Erfüllung seines Versprechens hindern würden.

Auch eine zweite Errungenschaft Bayerns, auf die Graf Brach besonders stolz, war nichts wie eine Bismarcksche Fapperei. Ludwig II. erstrebte eine Art Kontrolle über die auswärtige Politik des Reichs. Dazu sollte der diplomatische Ausschuss dienen, in dem Bayern den Vorsitz führte und Preußen ausgeschlossen war. Darauf ging Bismarck bereitwillig ein. Der diplomatische Ausschuss kam in die deutsche Verfassung, trat aber nie ins Leben. Als der diplomatische Ausschuss seine Konstituierung dann dem Reichstangler anzeigte, lehnte Bismarck die Kenntnisnahme ab; er hätte verfassungsmäßig ja nichts darin zu suchen. Da aber der Reichstangler verfassungsmäßig allein die auswärtige Politik leitete, so stand der diplomatische Ausschuss abseits jeder Einwirkung auf die auswärtige Politik. Bismarck ist in diesem Ausschuss nie erschienen und erst Bülow hat ihn gelegentlich in den geheimen Schlupfwinkeln der Reichsverfassung entlockt und emporgezogen.

Ludwig II. mußte noch eine weitere Mission übernehmen. Da Wilhelm I. die Annahme einer Kaiserkrone verweigert hätte, die das Parlament anbot, so mußte der dem preussischen Herrscher im Range nächste, also der Bayer, die Kaiserwürde anbieten. Aber Ludwig war in seiner Menschlichkeit durch seine Vorstellungen zu bewegen, nach Versailles zu reisen. So kam einer der größten Unerwartungen der Weltgeschichte zustande. Wilhelm I. zog es wahrhaftig vor, ehe er sich etwa vom Reichstag zum Kaiser führen ließ, brieflich sich zum Kaiser von Gottes Gnaden vorzuschlagen zu lassen. Bismarck schrieb den Brief, Ludwig unterzeichnete ihn. So wurde die schreckliche kaiserlose Zeit endlich brieflich geheilt. Für diese briefliche Kurpfuscherlei ließ sich Bayern anständig bezahlen. Der Preis für die Unterschrift war die anfangs von Preußen hartnäckig verweigerte Selbständigkeit der bayerischen Armee.

Am 23. November kam der Vertrag mit Bayern zustande. Man konnte sich auch Württemberg nicht mehr wehren, zwei Tage darauf hinkte es auch in den deutschen Bund nach; der Schwabenkönig hatte den Vertrag wortlos unterzeichnet und später äußerte er seine Reue über die Zugeständnisse, die man Preußen gewährt. Nachdem aber einmal der Vertrag zustande gekommen, verweigerte Preußen alle weiteren „Opfer“.

Am 1. Januar 1871 sollte das deutsche Kaiserreich programm-mäßig fertig sein. Aber die jüddenischen Kammeren durchkreuzten die Absicht. Der Stuttgarter „Beobachter“ warnt vor der Annahme der Verträge, deren ganze Wirkung sein würde: „mehr zahlen, länger in den Kasernen bleiben, nichts dreinzureden haben“. In der württembergischen Kammer spricht Moriz Kohl sehr zutreffend von der „preussischen Einheit“. Immerhin kommen hier die Verträge noch vor Jahreschluss mit 74 gegen 14 Stimmen in der zweiten, mit 26 gegen 3 Stimmen in der ersten zustande.

Viel schwieriger gestalten sich die Dinge in Bayern. Preußen hat zwar seine Propagendaturen, die äußerst geschäftig sind, aber die Organe der Liberalen Volkspartei und der Demokratie sprechen die wirkliche öffentliche Meinung aus. Die bayerische Kammer setzt in aller Ruhe einen Ausschuss zur Beratung der Verträge ein, in dem 11 Liberalen und 1 demokratischer Gegner sitzen, aber nur 3 Anhänger. Der Ausschuss lehnt dann auch die Annahme ab und fordert weitere Verhandlungen. Im Reichsrat erklärte Prinz Ludwig, der später die Basaltrede hielt, daß er nur mit jäherem Herzen für die Verträge stimmen könnte. Preußen habe sich nie entschließen können, Deutschland irgend ein Opfer, auch ein noch so kleines, zu bringen, „daselbe Preußen, das uns jetzt so furchtbare Opfer zumutet“. 1866 habe Preußen Deutschland zerrissen. Durch die Verträge sei Deutschland kein Bundesstaat, sondern eine Hegemonie. Aber er fordere Gebietsverweigerungen für Bayern. Das sei im Interesse Deutschlands. Wenn Bayern mehr Gebiet am Rhein zu verteidigen habe, werde es weniger versucht sein, „das preussische Beispiel von 1866 nachzuahmen und im Bunde mit dem Auslande Verhältnisse zu lösen, die manchem unerträglich scheinen werden, eine Versuchung, der Bayern jedoch hoffentlich niemals unterliegen wird“. Am 30. Dezember nimmt der Reichsrat gegen drei Stimmen die Verträge an.

Der Ausschuss der zweiten Kammer aber beendigt seine Arbeiten erst am 4. Januar. Am 11. Januar beginnen die Kammerberatungen, die leidenschaftlich erregt sind. Der Würzburger Bibliothekar Kuland nennt die norddeutsche Verfassung „das Band, das die unterjochten Stämme an die Krone Preußens binden und fesseln soll“. Der Passauer Advokat Wiesner meint, man werde es noch so weit bringen, daß die Bayern aus ihrem Vaterlande auswandern müßten. Der Pfarrer Pfahler sagt, Preußen habe 1870 „einen Krieg eingeführt, der an Barbarei alles übertrifft, was dazwischen ist“; der Glanz der Wittelsbachischen Krone dürfe nicht geschwärzt werden, der schon gestrahlt habe, „Ahe das bekannte Baugeschäft den hohenzollernschen Thron in die Welt einführt“. Nur der Umstand, daß drei Gegner des Vertrages krank sind und fehlen, bringt die notwendige Zweidrittelmehrheit für die Ver-

träge zustande; es sind nur zwei Stimmen über die notwendige Anzahl!

Wer noch sind nicht alle Hindernisse beseitigt. Das letzte größte Hindernis ist noch zu überwinden: die Titelkrone. Kaiser von Deutschland oder Deutscher Kaiser, darüber entspinnt sich ein nicht zu schlichtender, heftiger Streit. Mit jeder Stunde, mit dem er sich dem verhängnisvollen 18. Januar nähert, wird Wilhelm I. halstarriger. Er traut der ganzen Sache nicht. Noch am Morgen des 18. Januar weiß man nicht, unter welcher Firma man die Kaiserproklamation vollziehen soll. In dem großen Tage ist alles heillos verärgert. Am wenigsten Sinn hat Bismarck für das Ganze; er hat niemals viel von der romantischen Kaiserschlurle des Kronprinzen gehalten. Ohne jeden inneren Schwung wird der Akt herunter gespielt; man mag den Hergang in dem Tagebuch des Kaisers Friedrich nachlesen.

Wilhelm jährt sich nach der Krönung wie in der Erschöpfung nach einer schweren Operation, von der man noch nicht recht weiß, ob sie gelungen sei. Und an seine Frau schreibt er: „Ich kann Dir nicht sagen, in welcher morosen Emotion ich in diesen letzten Tagen war, teils wegen der hohen Verantwortung, die ich nun zu übernehmen habe, teils und vor allem über den Schmerz, den preussischen Titel verdrängt zu sehen! In einer Konferenz gestern mit Fritz, Bismarck und Schlieffen war ich zuletzt so moros, daß ich drauf und dran war, zurückzutreten und Fritz alles zu übertragen.“ Mit einem Worte: Weltgeschichte!

Der Sternenstrom der Sonne.

Die Kenntnis fester Gesetze der Bewegungen im Weltall reicht über das Sonnensystem nicht hinaus. Die Himmelkunde hat mit der Vervollkommnung ihrer Beobachtungsmittel zwar auch an vielen Fixsternen eine Bewegung nach Richtung und Schnelligkeit festgestellt, aber man kann von den Fixsternen noch daselbe sagen, wie es im Alten Testament von den Winden heißt: Man weiß nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. So groß auch die Geschwindigkeiten sind, mit denen diese Sonnen durch den Weltraum rasen, so wird ihre Wahrnehmung durch ihre ungeheure Entfernung von der Erde doch so schwierig, daß es der feinsten Instrumente dazu bedarf. Am besten kennt man noch die Bewegung unserer Sonne selbst, die mit all ihren Planeten zusammen in jeder Sekunde etwa 25 Kilometer zurücklegt. Das wären in einer Minute 1500 Kilometer und in einer Stunde 90 000 Kilometer. Mit dieser Eile reisen wir also durch den Weltraum, von der Bewegung der Planeten um die Sonne selbst ganz abgesehen. Dabei ist aber die Sonne durchaus nicht einer der schnellsten Fixsterne, sondern es gibt solche, die sich um ein Vielfaches schneller bewegen. Trotzdem bietet der Fixsternhimmel heute noch fast genau denselben Anblick dar, wie zu den Zeiten des grauen Altertums, als die ersten Anfänge einer Himmelkunde geschaffen wurden, obgleich man danach doch erwarten mußte, daß die Stellung der Fixsterne zueinander infolge ihrer schnellen und ganz verschieden gerichteten Bewegungen sich verändert haben müßte.

Man kann nun ohne weiteres sagen, daß der Nachweis eines Gesetzes in den Fixsternbewegungen die größte Aufgabe ist, die der Astronomie in Zukunft überhaupt zu lösen bleibt. Es ist zwar auch heute schon die Mutmaßung ausgesprochen worden, daß es noch mehr als ein Weltall geben könnte, aber der Mensch wird sich wohl für immer daran genügen lassen können und müssen, die Gesetze des Weltalls auszuforschen, dem der sichtbare Fixsternhimmel angehört. Im letzten Jahrhundert hat die Beobachtung der Fixsternbewegungen so große Fortschritte gemacht, daß sich jetzt schon deutliche Anzeichen dafür bemerkbar machen, wie man später einmal zur Annahme von Gesetzen dieser Bewegungen gelangen wird. In den astronomischen Fachblättern ist oft von Sternströmungen die Rede, und dieser Begriff will besagen, daß unter den Fixsternen sich manche zu solchen Strömen zusammenschließen, indem sie die gleiche Bewegungsrichtung besitzen. Schon der alte Wähler glaubte einen Weltmittelpunkt anzeigen zu können, um den sich nach seiner Meinung die Sonne in einem ungeheuren Kreise herumschwingt, und zwar sollte dieser Weltmittelpunkt die Achone, der hellste Stern in dem bekanntenilde der Plejaden, sein. Heute ist diese Theorie längst aufgegeben worden und die Astronomen haben ihr wohl nie einen größeren Wert als den einer vagen Vermutung beigemessen. Die menschliche Wissenschaft ist eben noch lange nicht so weit, einen bestimmten Anhalt für das Vorhandensein eines Weltmittelpunkts oder gar für seinen wahren Ort im Weltall gefunden zu haben. Selbst wenn man über das Vorhandensein mehrerer Strömungen im Fixsternhimmel genau Bescheid wüßte, würde es zunächst noch erforderlich sein, den Gang ihrer Bewegungen über eine erhebliche Strecke hinweg zu verfolgen, ehe man darauf schließen könnte, wie die Bahn eines solchen Sternstromes im ganzen verläuft und um welchen Mittelpunkt er sich bewegt, und auch dann bliebe es immer noch fraglich, ob dieser Mittelpunkt gleichzeitig der des gesamten Weltalls wäre. Diese Perspektive ist viel zu weit, als daß sie jetzt schon auch nur mit annähernd begründeten Vermutungen durchgemessen werden

Könnte. Jeder Fortschritt nach dieser Richtung hat aber den Anspruch auf höchste Beachtung.

Im letzten „Bulletin Astronomique“ hat der holländische Astronom Dr. Strooband eine Abhandlung veröffentlicht, worin er zeigt, daß die Sonne wahrscheinlich zu einer Strömung von Fixsternen gehört, deren Mitglieder sich durch den Weltraum in der gleichen Richtung und wohl auch mit ungefährr derselben Geschwindigkeit bewegen. Es ist ohne weiteres anzunehmen, daß die Genossen der Sonne unter den Fixsternen zu suchen sein werden, die sich am wenigsten zu bewegen scheinen, weil sie eben mit der Sonne mitreisen. Von der sehr hellen Fixsternen rechnet Strooband 7 zu dieser Strömung, und zwar den Schedir (Kassiopeja), den Algenib und Algol (Perseus), den Antares (Skorpion), den Stern Gamma im Wilde des Schwanz, den Marcab und Enif (Pegasus). Diese Sterne sind sämtlich mindestens zweiter und dritter Größe. Strooband hält es für undenkbar, daß von 105 bekannten Sternen dieser Größe sieben nur zufällig eine solche Gemeinsamkeit der Bewegung zeigen sollten, ist sich dessen aber bewußt, daß zum sicheren Nachweis dieser „Sonnensströmung“ noch viele genauere Beobachtungen erforderlich sein werden. Uebrigens bezeichnet er noch 11 andere kleinere Sterne, die möglicherweise zu derselben Strömung zu rechnen sind.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Lebensentwicklung im Kinematographen. Der hohe kulturelle Wert, den die Demonstration intimster und schwerverständlicher biologischer Vorgänge in genau dem Leben entsprechender Weise zu erlangen im Begriff steht, hat dazu geführt, den Kinematographen in den Dienst der wissenschaftlichen Forschung zu stellen. Die bisherigen, allerdings geringen Erfahrungen mit dieser Methode haben da und dort zu neuen Erkenntnissen geführt und zur Aufstellung neuer Theorien Anlaß gegeben. Doch wird der Hauptwert vorläufig darauf beruhen, wichtige Erkenntnisse in fesselnder Form den Bildungsbedürftigen zugänglich zu machen. Das wird mit dem kinematographischen Film über „Befruchtung und erste Entwicklung des tierischen Eies“ versucht, der mit Erläuterungen von Dr. Berndt im Blüthner-Saal weiteren Kreisen vorgeführt wurde.

Als Material für Untersuchungen über die ersten Entwicklungsstadien der Tiere eignen sich besonders die Geschlechtszellen der Stachelhäuter (Seeesterne, Seeigel, Seequalen), da hier die Befruchtung und erste Entwicklung nicht, wie bei den meisten Tieren, im Innern von Körperhöhlen stattfindet, sondern da die Stachelhäuter (ähnlich wie die Fische) ihre Geschlechtsprodukte ins freie Wasser entleeren, wo die verhältnismäßig kleinen, halbdurchsichtigen Eier von den winzigen Samenfäden befruchtet werden und sich, von einer durchsichtigen Schale umgeben, weiter entwickeln.

Der Film zeigt deutlich zwei enorm vergrößerte lebende Seeigeleier, in deren Umgebung man im Meerwasser die wimmelnden Schwärme der männlichen Samentierchen als kleine Klümpchen oder Pünktchen erkennt. Es dauert nicht lange, so ist die Befruchtung vollzogen. Blühschnell hat sich eines der winzigen, aus Köpfchen und Schwanzgeißel bestehenden Samentierchen in jedes Ei eingeböhrt, um in der körnigen Plasmamasse des Eies zunächst zu verstrahlen und fast zu verschwinden. Nun tritt auf dem Film eine wundervolle Einrichtung der Natur aufs deutlichste in Erscheinung. Da der wichtigste Teil des Eies, der Zellkern, genau die eine Hälfte der auf das „Kind“ zu übertragenden Erbmasse, der Hauptteil des Spermiums, der Kopf, genau die andere Hälfte repräsentiert, so darf zu einem Ei immer nur ein väterliches Spermium gelangen, damit das Kind die genaue Resultante zwischen Vater und Mutter sei. Im Moment, wo das erste Spermium den Weltlauf um das Ewigweibliche gewonnen hat und vom Ei verschlungen wurde, umgibt eine undurchlässige Schutzhülle das Ei. Es hebt sich in eben diesem Moment von der Oberfläche eine äußerst scharf begrenzte und auf dem kinematographischen Wilde sehr scharf erkennbare Haut, die „Dottermembran“, ab, die das Eindringen jedes weiteren Spermiums absolut verhindert. Samen- und Eikern, väterliches und mütterliches Erbgut, vereinigen sich nun, verborgen unter den körnigen Schichten des Cytoplasmas, miteinander und es beginnt (nach einer im Film fortgelassenen, ereignislosen Stunde) der zweite Akt des Vorgangs, die Zellteilung des Eies oder die Furchung. Das befruchtete Ei an sich stellt schon im Prinzip den fertigen Organismus dar, der nur noch durch Nahrungsaufnahme zu wachsen braucht, um zum erwachsenen Tier, in diesem Fall Seeigel, zu werden. Auf das Wie des Wachstums kommt es an! Da das Ei eine Zelle ist, so muß es sich durch Zellteilung vermehren. Wir sehen deutlich, wie im befruchteten Ei der helle, runde Kern sich hantelförmig einschnürt. Ziemlich plötzlich erfolgt dann die Einschnürung auch des Zellleibes des Eies, und das Auftreten der ersten Teilungs- oder Furchungsebene. Aus einer Zelle sind zwei geworden, die brüderlich vereint in der gemeinsamen Schalenmembran liegen.

Wieder vergeht eine ereignislose Stunde, die im Film nicht

gebracht wird. Dann setzt in beiden Tochterzellen nach vorheriger deutlicher Kerndurchschnürung die zweite Teilung ein. Nach kurzer Pause geht es so weiter, aus 4 werden 8, aus 8 16, aus 16 32 Zellen und so fort. Der innerhalb der durchsichtigen Membran liegende Zellhaufen wird, dem Auge des Zuschauers deutlich sichtbar, durch jetzt ziemlich rapide erfolgende Zellteilungen zunächst zu einer massiven Zellkugel — Maulbeerstadium „Morula“ —, in deren Innern sich aber bald eine mit Gallerte erfüllte Höhle (Keimhöhle) ausbildet, wodurch alsdann das Stadium der hohlen Keimkugel, das berühmte und aus allen Lehrbüchern bekannte Blastula stadium wird. Die Wand der Blastula oder „Hohlkugellarbe“ ist eine einschichtige Zelllage.

Nicht lange dauert es nun, so sehen wir die Hohlkugeln, Blastula, innerhalb der Eimembranen in stürmische Bewegungen geraten — das Leben drängt nach ungebundener Freiheit in den Weiten des Ozeans! Auf der Zellwandsticht haben sich lange, schlagende Fortsätze, „Geißeln“, ausgebildet, die die verzweifeltsten Befreiungsversuche veranlassen. Plötzlich gelingt es einer Hohlkugellarbe, ihr Gefängnis zu sprengen, bald folgen andere nach und munter schwimmen die Blastulae durch das Meer — in diesem Fall das Gesichtsfeld des Kinematographen.

Die Weiterentwicklung der Seeigellarbe zunächst zum berühmten Urmagenstadium, „Gastrula“, und dann zum „Pluteus“, der langstacheligen fast wie ein alter Fächerhut aussehenden Vorstufe des fertigen Seeigels, ist eine äußerst kontinuierliche, langsam gradweis fortschreitende; aus diesem Grunde wurde ihre kinematographische Reproduktion tunlichst abgekürzt.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Fortschritte der Chemie im Jahre 1910. Zwei auf ganz verschiedenen Gebieten liegende Errungenschaften sind ohne Zweifel an die Spitze der Erfolge zu stellen, die von der chemischen Wissenschaft im abgeschlossenen Jahre erstritten worden sind. Die eine ist die Entdeckung des reinen metallischen Radium, die andere die synthetische Herstellung der durch Professor Ehrlich zur Bekämpfung der Syphilis empfohlenen chemischen Verbindung Samarian. Die Chemie hat, wenn sich auch die Allgemeinheit weniger darum beklümmert, ein kaum geringeres Interesse an dem sogenannten 606 als die Medizin, da der Aufbau dieses chemischen Körpers ein neues Geheimnis ist, dessen Lösung zwar noch nicht ganz gelungen ist, aber zu erwarten steht. Es läßt sich noch nicht absehen, welche weiteren Folgen die völlige Ueberwindung dieser Aufgabe haben wird.

Mit mehr Klarheit läßt sich die Bedeutung der neuen großen Tat von Frau Curie übersehen. Solange das Radium nicht in reinem Zustande ausgeschieden war, ließen sich seine Eigenschaften immer nur mangelhaft untersuchen. Da nun aber nie zuvor auf der Erde ein Körper gefunden worden ist, dessen Wesen für die gesamte Auffassung der Naturwissenschaften von größerer Bedeutung gewesen wäre als das Radium, so ist eine Ueberschätzung des neuen Erfolges, den das Jahr 1910 gebracht hat, kaum möglich. Wir wissen jetzt bereits durch die letztjährigen Forschungen, die Frau Curie zusammen mit Professor Debierne ausgeführt hat, daß das Radium ein metallischer Körper ist, der zur Gruppe der Erden und im engeren Sinne zur Familie des Barium, Strontium und Calcium gehört. Uebrigens ist es ein merkwürdiger Zufall, daß die erste Verkündung dieser Entdeckung ziemlich genau 100 Jahre nach einer anderen folgenreichen Entdeckung geschähe ist, nämlich nach der erstmaligen Auscheidung der Metalle Kalium und Natrium durch Humphry Davy. Hoffentlich erhält nun Frau Curie in Anerkennung ihres neuen Verdienstes nicht nur die Mitgliedschaft der Pariser Akademie, sondern auch, woran ihr sicher mehr gelegen ist, die Mittel zu der freilich kostspieligen Herstellung einer genügend großen Menge reinen Radiums. Die Vertreter der Naturwissenschaften werden wohl in dem Urteil einig sein, daß es in Frankreich zurzeit keine wichtigere Kulturaufgabe gibt als diese. Sprach doch William Crookes im vergangenen November bei einem Bankett, das die Chemische Gesellschaft Englands ihrem früheren Präsidenten gab, von dem Radium in folgenden Worten: „Es hat fast plötzlich unseren Glauben an die Ewigkeit des Stoffes, an die Beständigkeit der Elemente, an die Wellentheorie des Lichtes und an die Natur der Elektrizität erschüttert; es hat den Traum der Alchimisten und die Vorstellung von dem Gewinn ewiger Jugend neu belebt und sogar Zweifel erregt, ob es überhaupt eine Materie gibt“. Crookes hat zwar immer eine Neigung zu hohen Worten gehabt, aber seine praktischen Verdienste um die Wissenschaft sind so groß, daß sein Loblied auf das Radium als Werkzeichen betrachtet werden darf. Die eindrucklichsten Folgen der weiteren Radiumforschung werden vermutlich in neuen Nachweisen der Wandlungsfähigkeit der Elemente bestehen. Frau Curie hat bereits die Vermutung ausgesprochen, daß sich Blei aus Polonium bildet, und vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo auch das Gold, das alte Ziel der Alchemie, in den Bereich solcher Entdeckungen und Experimente gelangen wird. Damit ist freilich noch nicht die Aussicht gegeben, Gold billig auf künstlichem Wege zu erhalten, da im Gegenteil die Radiumforschungen zu den teuersten gehören, denen sich ein Chemiker widmen kann.

Zu den erwähnten Leistungen des letzten Jahres ist außerdem noch die Beobachtung zu rechnen, daß gewisse Bodenbakterien chemische Wirkungen ausüben, die sogar zur Zersetzung von Stahl und Eisen führen können.